

Karen

SPIEGEL

Bestseller

Jetzt als Taschenbuch

T R O S E



T R Ä N E N N A C H T

— **Thriller** —

KNAUR 

KAREN ROSE

TRÄNENNACHT

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andrea Brandl

Über dieses Buch

Erst zwingt er sie, ihn um Verzeihung zu bitten, dann ritzt er ihnen Buchstaben in die Haut, bevor er sie brutal ermordet: Sacramento wird von den Taten eines Serienkillers erschüttert, der Jagd auf Frauen macht. Als er jedoch die junge Daisy Dawson als neues Opfer auswählt, gerät er an die Falsche. Daisy weiß sich zu wehren, schlägt ihren Angreifer in die Flucht und reißt ihm dabei ein silbernes Medaillon vom Hals. Dessen Gravur eines Lebensbaums entspricht exakt der Tätowierung, die FBI-Agent Gideon Reynolds unfreiwillig auf der Brust trägt.

Die Spur führt Daisy und Gideon direkt in die Schusslinie des Serienkillers - und zu der geheimnisvollen Sekte »Church of Second Eden« ...

Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

Epilog

Dank

Karen Rose bei Knaur

**Eine Liste aller Karen-Rose-Romane in
chronologischer Reihenfolge:**

**Verzeichnis der auftretenden Figuren in den
Romanen von Karen Rose**

Leseprobe »Tränenfluch«

Für Claire Zion, meine einzigartige Lektorin, mit unserem zehnten gemeinsamen Buch beginnt auch eine neue Serie. Dein aufmerksamer Blick, dein messerscharfer Verstand und dein großes Herz sorgen dafür, dass meine Bücher besser werden. Mit dir befreundet zu sein, ist eine echte Ehre. Danke.

Für Martin. Ich werde dich immer lieben. Danke für sechsunddreißig wundervolle Jahre.

Prolog

*Sacramento, Kalifornien
Samstag, 10. Dezember, 23.15 Uhr*

Sehr gut. Sie wachte auf. Hat auch lange genug gedauert.

Er zog an seiner Zigarette und blies ihr den Rauch ins Gesicht, woraufhin sie prompt einen Hustenanfall bekam. Als dieser allmählich nachließ, hatte sie die dunklen Augen aufgeschlagen und sah ihn an.

Sie hatte Angst. Das gefiel ihm. Er lächelte sie an. Angst hatten sie alle. Das war das Schöne daran.

Er rutschte auf seinem Stuhl nach hinten und sah zu, wie sie an ihren Fesseln zerrte.

Auch das gehörte dazu. Allerdings gelang es ihnen nie, sich zu befreien. Weil er sehr straffe Knoten band – eines seiner größten Talente.

Er wartete, bis sie es aufgab und ihr Blick neuerlich auf ihn fiel. Diesmal schien sie ihn zu erkennen. »Sie«, flüsterte sie. »Aus dem Diner.«

»Genau. Ich«, bestätigte er freundlich. Sie aus dem alten heruntergekommenen Diner am Stadtrand von Portland herzuschaffen, war fürchterlich umständlich gewesen, weil sie wesentlich mehr Platz benötigt hatte als angenommen –

sie war kurviger als die meisten Gäste, die er mit nach Hause brachte. Eine nette Abwechslung.

Wieder zerrte sie an den Fesseln, wenn auch nur halbherzig. Ihre Lippen zitterten. »Wo sind meine Kleider?«

»Verbrannt.«

»Warum?«

Er stand auf und löste beiläufig seine Krawatte, wohl wissend, dass sie jede seiner Bewegungen verfolgte. »Weil du sie nicht mehr brauchst.«

Aufgebracht schüttelte sie den Kopf. »Wieso tun Sie das?«

Langsam knöpfte er sein Hemd auf, während sie den Blick suchend durch den Raum schweifen ließ, nach Hilfe, nach einem Fluchtweg. Aber es gab nichts, weder das eine noch das andere. Er packte ihre ans Kopfende gefesselte Hand und strich mit dem Daumen über ihren linken Ringfinger mit der leichten Einbuchtung, dem einzigen Überbleibsel ihres Eheversprechens.

»Weiß er, dass du abgehauen bist?«, fragte er sanft.

Ihr Blick schweifte umher. Sie versuchte, ihre Hand wegzureißen, was logischerweise nicht ging. Langsam nickte sie.

»Hat er dich freiwillig gehen lassen?«

Wieder nickte sie, nur dass sie diesmal den Blick abwandte. Er drückte ihre Hand so fest, dass sie nach Luft schnappte. »Lüg mich nicht an, Miriam.«

Erstaunt registrierte er die spontan aufflackernde Wut in ihren Augen. »So heiÙe ich nicht«, stieÙ sie hervor. »Mein Name ist Eileen.«

»Auf dem Medaillon steht aber Miriam.« Wie ein Hypnotiseur lieÙ er das Silberherz von seinem Finger baumeln. Es schimmerte im Schein der Nachttischlampe. »Hast du es gestohlen?«

Gebannt starrte sie auf das Schmuckstück und schluckte, dann spannte sie den Kiefer an. »Nein.«

»Tja, wenn es doch dir gehört, bist du Miriam.«

Sie schloss die Augen. »Nein, das bin ich nicht.«

Im Grunde spielte es keine Rolle, trotzdem hatte ihr kleiner Wutausbruch seine Neugier geweckt. »Wer ist dann Miriam?«

Eine einzelne Träne lief ihr über die Wange. »Die Frau, die ich früher war.«

»Ah. Dein Mann sucht also nach Miriam, nicht nach Eileen.«

Sie presste die Lippen aufeinander, was Antwort genug war.

Gut. Er hatte ohnehin keine große Sorge gehabt, dass jemand sie vermissen würde. Die Frau hatte etwas Einsames, fast Gehetztes an sich, als blicke sie bei jedem Schritt über die Schulter. Als verberge sie sich. Was umso besser für ihn war.

Mit dem Daumen strich er über das Medaillon, spürte die Gravur des Namens auf der Rückseite, das Motiv auf

der Vorderseite. »Ein Olivenbäumchen mit zwei knienden Kindern, beschützt von diesen wunderschönen ausgebreiteten Flügeln.« Bei dem Wort »beschützt« zuckte sie zusammen. Falls es ein Talisman gewesen sein sollte, hatte er auf der ganzen Linie versagt, denn Schutz hatte er ihr keinen geboten. »Wofür steht es?«

Wieder biss sie die Zähne zusammen und wandte den Blick ab, woraufhin er ihr Kinn packte und ihren Kopf zurückriss. »Wag es nicht, mich zu ignorieren«, warnte er.

Sie kniff die Augen zusammen. Er presste ihr die Hand auf den Mund und hielt ihr die Nase zu. »Sieh mich an«, knurrte er. Schlagartig hatte sie jede Faszination verloren. Stattdessen war er wieder wütend, so wie es sein sollte. Sie riss die Augen auf und begann zu strampeln. Er nahm die Hand weg und sah lächelnd zu, wie sie verzweifelt nach Luft schnappte.

Dann packte er sie neuerlich am Kinn, diesmal brutaler. »Sag, dass es dir leidtut, Miriam.« Er schüttelte sie brutal. »*Sag, dass es dir leidtut.*«

Stur presste sie die Lippen zusammen.

Ein Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Hervorragend. Bevor er hier fertig war, würde er sie schon noch dazu bringen, es zu sagen. Und er würde jede einzelne Sekunde davon genießen. Denn sie sagten es immer. Früher oder später.

Normalerweise wenn sie so weit waren, dass sie ihn anbettelten, sie sterben zu lassen.

1. Kapitel

Sacramento, Kalifornien

Donnerstag, 16. Februar, 20.15 Uhr

»Daisy?«

Daisy Dawson zuckte zusammen, als Trish ihr den Zeigefinger in den Oberarm bohrte. »Was ist?« Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihre Freundin, die mitten auf dem Bürgersteig stehen geblieben war und sie besorgt musterte. »Entschuldige. Was hast du gerade gesagt?«

Trish runzelte die Stirn. »Was ist heute bloß mit dir los? Du bist so fahrig. Ist es wegen Gus? Soll ich Rosemary anrufen?«

Daisy rollte die Schultern, um die Anspannung zu lösen, die jedoch genauso wenig nachließ wie dieses Prickeln im Nacken – das untrügliche Gefühl, dass jemand sie beobachtete. Ihr folgte.

Wieder mal. *Herzlichen Dank, dass du Wort gehalten hast, Dad*, dachte sie bitter. Eigentlich hatte sie ein ernstes Wörtchen mit ihm geredet und gedacht, er vertraue ihr. Falsch gedacht. *Wieder mal*. Am liebsten hätte sie ihren Frust laut hinausgeschrien, vor Wut getobt. Ihn auf der

Stelle angerufen und ihm an den Kopf geworfen, er solle sich verdammt noch mal aus ihrem Leben heraushalten.

Eine feuchte, raue Zunge zwang sie, ihre Wut zu zügeln. Abwesend griff sie in die Hundetransporttasche, die sie quer über der Brust trug, und kraulte Brutus' riesige flügelförmige Ohren. »Sch, mein Mädchen«, raunte sie, woraufhin sich das Hündchen sofort beruhigte. »Ist schon gut.« *Mir geht's gut.* Was nicht stimmte, aber Brutus glaubte ihr ohnehin nicht. Die kleine Hündin spürte deutlich, wenn Daisy ins Straucheln zu geraten drohte, und tat, worauf sie trainiert war: Daisy aus ihrem Abwärtsstrudel reißen, bevor er zum Zusammenbruch führte. Sie holte tief Luft und lächelte knapp. »Nein, lass Rosemary nach Hause zu ihrer Familie gehen. Sie hat es sich verdient.«

Denn der Abend, der hinter ihnen lag, war ausgesprochen schwer gewesen, vor allem für Rosemary.

Wieder schossen Trish die Tränen in die Augen, die sie nicht zu verbergen versuchte. Sie und Daisy waren allein, und ihrer besten Freundin brauchte sie nichts vorzuspielen. »Der arme Gus.«

»Allerdings.« Mit ihrer freien Hand wischte sie Trish die Tränen ab. »Offensichtlich ist er mit der Trauer um seine Frau einfach nicht zurechtgekommen.«

»Vielleicht wollte er es auch nicht«, flüsterte Trish.

»Keine Ahnung, kann sein.« Daisy wusste nur, dass die Nachricht von seinem Tod nach einer Alkoholvergiftung ein

schwerer Schlag für Rosemary gewesen war. Ihre Sponsorin so herzerreißend schluchzen zu sehen, hatte Daisy zutiefst erschüttert und ein Gefühl der Hilflosigkeit in ihr heraufbeschworen. Und Hilflosigkeit konnte sie auf den Tod nicht ausstehen.

Trish biss sich auf die Lippe. »Er war fünfzehn Jahre lang trocken, DD. Fünfzehn lange Jahre. Und er war sogar selbst Sponsor. Rosemarys Sponsor. Wie sollen wir da erwarten ...«

Daisy presste ihren Finger auf Trishs Lippen. »Hör auf. Du kannst dich nicht mit Gus oder sonst jemandem vergleichen. Er war in Trauer. Seine Frau ist gestorben. Die beiden waren fünfzig Jahre miteinander verheiratet. Du hast es selbst gesagt. Vielleicht *wollte* er ja sterben. Und vielleicht hat er sich genau diesen Weg dafür ausgesucht.«

Trish nickte unglücklich. »Ich weiß.« Sie straffte die Schultern und wischte sich mit dem Ärmel die Augen trocken. »Du hast ja recht.«

Daisy zog sie an sich. »Das habe ich meistens.«

Trish schnaubte. »Träum weiter.«

»Wenn ich jetzt sagen würde, dass wir dringend einen Eisbecher mit Karamellsoße und extravielen Nüssen brauchen, hätte ich dann recht oder nicht?«, fragte Daisy lachend.

»Stimmt, aber das ist ja nichts Neues. Nach einem Meeting gönnen wir uns doch immer einen Eisbecher.«

Daisy hakte sich bei Trish unter, als sie den Weg zum Diner einschlugen. »Also, was hast du vorhin gesagt?«

»Ach ja. Ich wollte wissen, ob du am Wochenende bei der Aktion in der Zoohandlung hilfst.«

»Ja.« Daisy lächelte Trish an, die fast einen halben Kopf größer war als sie. »Wieso? Willst du auch mitmachen oder ein Tier adoptieren?«

»Adoptieren?«, antwortete Trish, wenn auch mit einem Fragezeichen am Ende. »Ich habe überlegt, eine Katze bei mir aufzunehmen. Ich wünsche mir, dass jemand da ist, wenn ich heimkomme, aber Gassigehen ist nicht so mein Ding. Nicht bei meinen Arbeitszeiten.«

»Ich finde, das ist eine super Idee. Und Brutus sieht das genauso. Stimmt's, mein Mädchen?« Brutus sah zum Anbeißen niedlich aus, als sie den Kopf aus der Transporttasche streckte, die Daisy auch als Handtasche diente. »Siehst du? Sie findet die Idee auch toll.«

Trish lachte. »Na, logo. Aber sie ist ja nicht objektiv, weil sie selbst aus dem Tierheim kommt. Du hattest echt Glück, einen Chion-Welpen in einem Tierheim zu finden. Das ist sie doch, oder? Ein Papillon-Chihuahua-Mischling, habe ich im Internet gelesen.«

»Manche nennen sie auch Papihuahuas«, meinte Daisy. Aber Brutus war einfach perfekt, völlig egal, was sie war und woher sie kam. Und wichtig. »Eigentlich hat mein Dad sie ja gefunden, während ich in der Entzugsklinik war. Einer der Therapeuten hatte einen Therapiehund, der ihm

geholfen hat, seine Angststörungen in den Griff zu bekommen. Deshalb hat Dad nach einem Hund gesucht, den man so trainieren kann, dass er dasselbe für mich tut. Sie war die Kleinste im Tierheim, deshalb habe ich sie auch Brutus genannt. Und so ein Winzling, dass ich mir dachte, sie braucht jede Hilfe, die sie kriegen kann.«

»Ich hatte mich schon gefragt, was es mit dem Namen auf sich hat. Obwohl sie für mich eher wie Gizmo aussieht.«

Daisy lachte. Mit ihren großen Fledermausohren erinnerte Brutus tatsächlich an das hinreißende Kerlchen aus *Gremlins*. »Stimmt. Aber nur wie ein Gremlin vor der Verwandlung. Gizmo war auch der Vorschlag meiner kleinen Schwester Julie, als mein Dad meinen Vierbeiner mit nach Hause gebracht hat.«

»Wenn ich einen so süßen, kleinen Hund fände, würde ich mir das mit der Katze glatt noch mal überlegen, andererseits könnte ich einen Hund nicht mit zur Arbeit nehmen.«

»Zumindest nicht dorthin, wo du gerade arbeitest. Was wir ja aber ohnehin ändern müssen«, erklärte Daisy fest. »Ich könnte unmöglich in einer Bar arbeiten. Das ist einfach nicht das Richtige für dich, Trish.«

»Weiß ich doch. Und ich suche ja auch nach etwas anderem und habe jede Menge Bewerbungen geschrieben. Das Problem ist ja nicht bloß, dass ich ständig von Alkohol umgeben bin, sondern auch von ekligen Suffköpfen, die

einen betatschen, auch wenn man ihnen sagt, sie sollen einen in Ruhe lassen. Ich hasse diese Idioten.«

Daisy runzelte die Stirn. »Belästigt dich etwa jemand?«

»Nein, das nicht, aber heute war so ein Typ da, der ... keine Ahnung ... total aggressiv war. Er war derart hartnäckig und wollte einfach nicht aufhören. Irgendwann habe ich ihn sogar angeschnauzt, weil er ›zufällig‹ meinen Hintern gestreift hat, und ihm gedroht, dass ich ihn vor die Tür setzen lasse. Da ist er so richtig fies geworden, hat mich beleidigt und so. Ein echter Arsch.«

Daisy verdrehte die Augen. »Die Sorte kenne ich.« Weil ihr Co-Moderator beim Radiosender auch einer aus dieser Kategorie war.

»Rückt Tad dir etwa wieder auf den Pelz?«, fragte Trish stirnrunzelnd.

Daisy zuckte die Achseln. Trish war die Einzige, der sie von diesem schmierigen Blödmann erzählt hatte. »Immer dieselbe Tour. Miese kleine Sticheleien, um mich aus dem Konzept zu bringen. Aber ich weiß ihn zu nehmen, zumindest im Moment noch. Sollte mir das Ganze zu viel werden, schalte ich die Chefredaktion ein. Hast du den Mistkerl von heute gemeldet?«

»Ja. Musste ich. Am Ende hat der Manager ihn hochkant rausgeschmissen. Der Typ hat nicht aufgehört, mich blöd anzulabern. Wahrscheinlich wollte er mich bloß provozieren. Normalerweise würde ich ja abwinken, aber

heute fehlte mir der Nerv dafür. Ich hatte heute Morgen eine wichtige Prüfung und bin nicht sicher, wie es lief.«

»Ich helfe dir, ein paar Stellenanzeigen durchzugehen, wenn ich am Samstag fertig bin.« Es musste ja nichts Dauerhaftes sein, sondern einfach etwas anderes als der Job in einer Bar. Sobald Trish die Ausbildung zur Dentalassistentin abgeschlossen hatte, würde sie eine anständige Stelle finden. »Ich habe beim Sender nachgesehen, aber gerade ist leider nichts frei«, erklärte sie mit einem Anflug von Gewissensbissen. Ihr war sehr wohl bewusst, dass sie den Job nur bekommen hatte, weil ihr Dad und der Senderchef uralte Freunde waren – eine Tatsache, die Tad sie keine Sekunde lang vergessen ließ. Weshalb sie ihn bislang auch noch nicht bei der Geschäftsleitung hingehängt hatte. Sie wollte ihm nicht noch mehr an die Hand geben, was er gegen sie verwenden könnte.

»Trotzdem danke, dass du gefragt hast«, meinte Trish.
»Ich ...«

Ein Geräusch hinter ihnen veranlasste Daisy, neuerlich abrupt stehen zu bleiben – das Scharren eines Schuhs auf Asphalt oder etwas in der Art. Sie spähte kurz über die Schulter und sah eine vertraut wirkende Gestalt mit Baseballkappe in einer Gasse verschwinden. *Dad lässt allmählich nach*. Früher hatte er wenigstens noch Leute engagiert, die diskret genug waren, dass sie sie nicht hörte oder sah.

Wieder runzelte Trish die Stirn. »Was ist denn?«

Daisy senkte die Stimme. »Mein Dad lässt mich schon wieder beschatten. Ich habe gerade etwas gehört. Hinter uns.«

»Schon wieder?« Die Furchen auf Trishs Stirn vertieften sich.

»Ja«, antwortete Daisy düster. »Als ich letzten Sommer mit dem Rucksack in Europa unterwegs war, hat er auch jemanden auf mich angesetzt. Ich war so sauer, dass ich früher zurückgeflogen bin und meinen Dad deswegen zur Schnecke gemacht habe. Er hat mir versprochen, es nie wieder zu tun, aber wie es aussieht, traut er mir nach wie vor nicht über den Weg.«

»Er hat dich *beschatten* lassen?« Trish war völlig von den Socken. »Aber wieso das denn?«

»Er hatte Angst, ich könnte rückfällig werden. Zumindest war das seine Begründung.« Allerdings hatte Daisy auch jetzt noch Zweifel an der Erklärung. Vielmehr war davon auszugehen, dass ihr Vater schlicht Probleme hatte, seine jahrelange Paranoia in den Griff zu bekommen. Eine Paranoia, die ihre ältere Schwester das Leben gekostet hatte. *Und beinahe auch mich.* Zumindest hatte sie ihr gestohlen, was von ihrer Kindheit noch übrig gewesen war. Ihr Leben würde dieser Kontrollzwang jedenfalls nicht ruinieren, das würde sie nicht zulassen, auch wenn die Absichten ihres Vaters noch so ehrenhaft gewesen sein mochten.

Trish schnitt eine Grimasse. »Das ist ja die blanke Ironie, dass der Typ dir ausgerechnet nach einem AA-Meeting an den Fersen klebt. Kennst du ihn denn?«

Daisy verdrehte die Augen. »Ja. Es ist Jacob, unser langjähriger Farmarbeiter. Wir sind zusammen aufgewachsen. Er ist wie der Bruder, den ich nie hatte, trotzdem werde ich ihm jetzt anständig in den Hintern treten.« Genauso wie damals, als er sich in einer dunklen Pariser Gasse herumgedrückt hatte.

Trishs Lippen zuckten amüsiert. »Darf ich zusehen? Bei mir funktioniert schon seit zwei Monaten das Kabelfernsehen nicht mehr.« Wieder schnitt sie eine Grimasse. »Anscheinend will der Anbieter Kohle sehen.«

Daisy tätschelte ihr mitfühlend die Schulter. Was Trish in der Bar verdiente, reichte kaum zum Leben. »Geh schon mal rein und gib unsere Bestellung auf. Ich komme gleich nach.«

Trish schüttelte den Kopf. »Vergiss es. Ich lasse dich nicht allein hier draußen, selbst wenn der Typ ein Freund von dir ist.«

»Ich komme schon klar. Jacob ist das reinste Lämmchen ... na ja, ein ein Meter neunzig großes, knapp hundert Kilo schweres Lämmchen, das keiner Fliege je etwas zuleide täte. Geh schon. Ich komme in ein paar Minuten nach.«

Kurz überlegte sie, ob sie Jacob gleich zur Rede stellen sollte, doch dann beschloss sie aus purer Wut, Trish

scheinbar erst zu folgen, um dann in die nächstbeste Gasse abzutauchen. Sollte Jacob ruhig die Hosen voll haben, schließlich hatte er ihr versprochen, sie nicht länger zu behelligen, genauso wie ihr Vater.

Sie biss die Zähne aufeinander. *Elende Mistkerle, alle beide*. Sie war kein Kind mehr. Und hatte auch nie eines sein dürfen. Mittlerweile war sie fünfundzwanzig, lebte ihr Leben ... und das ziemlich gut, ganz allein. Na ja, das vielleicht nicht, sondern mit der Unterstützung von Menschen, die sie sich selbst als Freunde ausgesucht hatte.

Sie hörte Jacobs Schritte wenige Sekunden, bevor er an der Gasse vorbeiging, machte einen Satz nach vorn, packte ihn an seiner weiten, gefütterten Jacke und riss ihn zurück. Erschrocken fuhr er zu ihr herum. Sein Gesicht war unter der Baseballkappe verborgen.

»Die Giants?«, höhnte sie. »Eine bessere Verkleidung ist dir nicht eingefallen? Du dachtest ernsthaft, ich erkenne dich nicht, wenn du eine Giants-Cap trägst?« Was er in tausend Jahren nicht tun würde, weil sie beide eingefleischte Oakland-Fans waren.

Sie riss ihm die Kappe vom Kopf und registrierte eine Millisekunde später, dass der Weg ihrer Hand zu kurz gewesen war. Er war zu klein.

Weil gar nicht Jacob vor ihr stand.

Mit einem erschrockenen Laut wich sie zurück. Ihr Puls begann zu rasen, als sie in das Gesicht eines fremden

Mannes blickte, dessen Züge von der Feinstrumpfhose über seinem Kopf verzerrt wurden.

Sie fuhr herum und wollte loslaufen, doch es war zu spät. Seine Hand schnellte vor und legte sich um ihre Kehle, sodass sie nach Luft schnappte. Instinktiv riss sie die Hände hoch, um die Nägel in seinen Unterarm zu bohren, was die Wattierung seiner Jacke jedoch verhinderte. Panik erfasste sie, ließ schwarze Punkte vor ihren Augen tanzen.

In diesem Moment presste sich kalter Stahl an ihre Schläfe, während er sie in die Gasse zerrte. »Das wird dir noch leidtun.« Seine raue Stimme war dicht neben ihrem Ohr. »Noch bevor ich mit dir fertig bin, wirst du um Verzeihung flehen. Das tun sie alle.«

Ein scharfes Bellen drang durch den dichten Nebel ihres Bewusstseins. *Brutus.*

Augenblicklich war ihre Panik verflogen, und sie spürte, wie sich ihr Verstand klärte, als das Muskelgedächtnis übernahm und sie der Stimme ihres Vaters in ihrem Kopf folgte, die jede Bewegung dirigierte.

Sie ließ den Arm des Mannes los und drehte den Oberkörper so, dass sie möglichst viel Schwung aufnahm, um ihm den Ellbogen in den Magen zu rammen. Er japste vor Schreck, während sie Luft holte, seinen kleinen Finger um den Griff der Waffe löste und mit einem Ruck nach hinten bog. In derselben Sekunde tauchte sie unter seinem Arm durch, packte seine Hand, grub ihren Daumen in den fleischigen Teil zwischen seinem Daumen und Zeigefinger,

wie ihr Vater es ihr beigebracht hatte, und riss ihm die Waffe aus der Hand, ohne seinen Schmerzensschrei zu beachten.

Und dann rannte sie los. Zum Glück hatte sie ihre Lunge mit ausreichend Luft für einen Schrei gefüllt. Doch nun bekam er sie neuerlich zu fassen, presste ihr die Hand auf den Mund und riss sie mit einem Ruck an seine Brust und zurück in die Gasse.

»Nein, nein, nein!« Sie versuchte, das Wort laut hinauszuschreien, doch es kam nur als gedämpftes Stöhnen über ihre Lippen. Erbittert setzte sie sich gegen ihn zur Wehr, trat nach seinen Schienbeinen, aber er war stärker als sie, und es wollte ihr nicht gelingen, ihn irgendwo zu fassen zu bekommen.

Brutus kläffte weiter, doch niemand kam ihnen zu Hilfe.

Er packte ihren Kopf und knallte ihn gegen eine Hauswand, sodass sämtliche Luft aus ihrer Lunge gepresst wurde, ehe er sich neuerlich vorbeugte und ihr den Unterarm um den Hals legte.

»Du machst viel zu viel Ärger«, zischte er und drückte die Waffe an ihre Schläfe, hielt jedoch inne und sah sich verärgert um. »Wo zum Teufel ist dieser beschissene Köter?« Sein Blick fiel auf die Tragetasche um ihren Oberkörper. »Verdammte Scheiße!«, stieß er leise hervor und zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, ehe er stocksteif wurde und die Waffe auf die Tasche richtete.

Brutus. »Nein!« Sie packte seinen Jackenärmel und riss mit aller Kraft seinen Arm weg, wobei sich mit einem leisen Ploppen ein Schuss aus der Waffe löste. *Ein Schalldämpfer*, dachte sie, als winzige Ziegelbröckchen auf sie herabregneten. *Brutus.* Doch die kleine Hündin bellte immer noch. Befeuert von ihrer Verzweiflung, riss Daisy das Knie hoch und rammte es dem Angreifer in die Leiste.

Sein Stöhnen ging beinahe im Hämmern ihres Herzens unter. Abrupt stieß sie ihn von sich und rannte auf die Straße. In Sicherheit.

»Daisy? O mein Gott, Daisy!« Plötzlich war Trish da, hielt sie fest und legte ihr beide Hände ums Gesicht. »Was ist denn passiert? O Gott. Dein Hals ist ja ganz rot.«

»Ein Überfall«, ächzte Daisy und ließ sich auf die Knie sinken. »Er wollte Brutus erschießen.« Ihre kleine Hündin streckte den Kopf aus der Tasche und begann, Daisys noch immer geballte Faust abzulecken.

Doch der Angreifer hatte es nicht auf ihre Handtasche abgesehen gehabt. *Sondern auf mich.* Sie schloss die Augen und unterdrückte das Bedürfnis, sich zu übergeben, während sie am Rande mitbekam, wie Trish den Notruf wählte. *In Sicherheit.* Sie waren in Sicherheit. Es würde alles wieder gut werden.

Trish sank ebenfalls auf die Knie, schlang die Arme um Daisy und wiegte sie liebevoll. »Sch, Süße. Sch. Alles wird wieder gut. Wein doch nicht.«

Erst jetzt stellte Daisy fest, dass sie schluchzte. Mittlerweile hatte sich eine kleine Menschentraube um sie geschart. Sie registrierte, wie Trishs Hand sich in ihre Jackentasche schob. »Was machst du da?«

Trish zog Daisys Handy heraus. »Ich rufe Rafe an. Die Cops sind schon unterwegs, aber es wird leichter für dich, wenn Rafe auch hier ist. Los, entsperr dein Handy, ich rufe ihn an.« Trish wählte die Nummer von Daisys Vermieter, der ebenso wie ein Bruder für sie war wie Jacob.

Im Gegensatz zu ihm war Rafe jedoch Polizist. *Er wird wissen, was zu tun ist.*

Dann schlang Trish wieder die Arme um sie und hielt sie fest. »Hast du den Typen verletzt?«

Daisy versuchte, sich zu erinnern. »Ich ... ich glaube nicht«, stammelte sie, noch immer weinend. »Kann sein.« Sie löste sich von Trish und blickte auf ihre geballten Fäuste. In der einen hielt sie eine silberne Halskette, und etwas Scharfkantiges grub sich in ihre Handfläche. Vorsichtig löste sie die Faust und holte scharf Luft.

Ein Medaillon. In Herzform. Aus Silber und mit einer Gravur. Verwirrt sah sie Trish an, die Daisys Finger eilig wieder um das Schmuckstück schloss.

»Das zeigen wir Rafe, wenn er kommt«, flüsterte Trish.

*Sacramento, Kalifornien
Donnerstag, 16. Februar, 21.55 Uhr*

Stirnrunzelnd drückte Gideon Reynolds die Pause-Taste seines Fernsehers, wo gerade eine aufgezeichnete Folge von *Fixer Upper* lief, als sein Handy läutete. Mit einem unterdrückten Stöhnen schnappte er es. Er war hundemüde und hatte keine Lust, sich jetzt noch mit der Arbeit zu beschäftigen. Denn der Anruf bedeutete Arbeit – so gut wie niemand aus seinem Bekanntenkreis benutzte noch das Telefon für Gespräche.

Sein Verdruss schlug in Besorgnis um, als er den Namen auf dem Display sah. Rafe Sokolov. Sein bester Freund rief nie an, schon gar nicht um diese Uhrzeit, sondern schickte grundsätzlich Nachrichten. »Was ist los?«, fragte Gideon ohne eine Begrüßung.

»Vielleicht nichts, aber wahrscheinlich eben doch«, antwortete Rafe. »Du kennst doch meine neue Mieterin? Daisy Dawson?«

Gideon seufzte. »Nein, Rafe. Einfach bloß Nein.« Schon seit Monaten versuchte Rafes Mutter, ihn mit der »süßen kleinen Daisy« zu verkuppeln. Er hatte sogar das sonntägliche Abendessen bei den Sokolovs geschwänzt, um sich Irina Sokolovs beharrlichen Versuchen zu entziehen, ihn und diese Daisy zusammenzuspannen ... seit über zehn Jahren war sie wild entschlossen, die richtige Frau für ihn zu finden.

In gewisser Weise liebte er sie dafür, weil es ein Zeichen war, dass er ihr am Herzen lag, aber eigentlich wünschte er, sie möge es sein lassen. »Sag deiner Mutter –«

»Das soll keine Verkuppelungsaktion werden«, unterbrach Rafe knapp.

Gideon setzte sich auf. »Was dann? Was ist mit Miss Dawson?«

»Sie wurde heute Abend auf der J Street überfallen.«

Gideon horchte auf. Rafe war Detective beim Sacramento Police Department. »Ist sie ... okay?«

»Ja. Sie hat den Angreifer vertrieben. Sie und diese Ausrede von Hund.«

»Das freut mich zu hören, aber der Überfall fällt weder in meinen noch in deinen Zuständigkeitsbereich.« Rafe hatte nach ihrem College-Abschluss beim SacPD angefangen und arbeitete seit mehreren Jahren im Morddezernat, wohingegen Gideon nach Quantico gegangen war, um eine Ausbildung beim FBI zu beginnen. Mittlerweile war er auf Linguistik spezialisiert, was bedeutete, dass er den Großteil seiner Arbeit vom Schreibtisch aus erledigte.

Seine kürzliche Versetzung nach Sacramento war eine Art Heimkehr – sofern man in seinem Fall von »Heimat« sprechen konnte. »Was ist los?«, fragte er, denn hier ging es nicht bloß um eine Kleinigkeit, ganz klar.

»Sie hat dem Typen zuerst eine Halskette abgerissen und ihm dann das Knie in die Eier gerammt.«

Instinktiv krümmte Gideon sich. »Autsch. Aber gut für sie. Und ist er entkommen?«

»Ja«, antwortete Rafe genervt. »Er hatte eine Waffe und hat versucht, sie in eine Gasse zu zerren.«

»O Gott, sie muss ja völlig durcheinander sein. Also ... ich will nicht gemein sein, aber was hat das mit mir zu tun?«

»An der Kette hing ein Amulett. Aus Silber, in Herzform. Mit einer Gravur.«

Gideon stockte kurz der Atem, ehe er scharf Luft holte. Ein ungutes Gefühl machte sich in ihm breit. »Was für eine Gravur?«

»Zwei Kinder, die unter einem Olivenbaum knien ...«

»Und darüber schwebt ein geflügelter Engel«, flüsterte Gideon und schluckte gegen die aufsteigende Galle an. »Mit einem flammenden Schwert.«

Rafe ließ die Stille für ein, zwei Sekunden wirken. »Genau. Ich habe das Motiv bislang nur ein einziges Mal gesehen. Auf deiner Haut.«

Gideon blickte zum Fernseher, dessen Bild genauso erstarrt war wie er selbst.

»Gideon?«, fragte Rafe leise. »Bist du noch dran?«

Gideon ließ den Atem entweichen, den er unwillkürlich angehalten hatte. »Ja. Stand auch ein Name auf der Rückseite des Medaillons?«

Rafe zögerte. »Miriam«, antwortete er widerstrebend.

Entsetzt sprang Gideon auf die Füße. *Nein. Das konnte nicht sein. Jemand hätte mir Bescheid gesagt.* »Wo bist du gerade?«, presste er erstickt hervor.

»Im UC Davis Medical.«

Er schüttelte den Kopf, um seine Gedanken zu klären. Sich zu konzentrieren. Seiner Miriam ging es gut. *Es muss ihr einfach gut gehen.* »Wieso bist du im Krankenhaus? Hast du nicht gerade gesagt, dass es der kleinen Dawson gut geht?«

»Sie war nicht schwer verletzt, allerdings hat sie Würgemale am Hals, weil der Typ sie wohl zum Schweigen bringen wollte.« Rafe klang ... betroffen. Die Sache ging ihm unüberhörbar an die Nieren. Es würde Gideon nicht wundern, wenn sich mittlerweile der gesamte Sokolov-Clan in der Notaufnahme eingefunden hätte. Seit die junge Frau in das Apartment in Rafes historischem Stadthaus gezogen war, hatten sie sie unter ihre familiäre Fittiche genommen.

So wie damals mit Gideon, als er noch ein einsamer, verlorener Teenager gewesen war. Mit einem Mal war er extrem dankbar, dass Daisy Dawson den russischen Einwandererclan hinter sich hatte.

»Wir wollten nur sichergehen, dass ihr auch wirklich nichts passiert ist«, fuhr Rafe fort. »Sobald der Arzt fertig ist, bringe ich sie aufs Revier. Es ist wichtig, dass sie ihre Aussage macht, solange die Erinnerung noch frisch ist. Dann nehmen meine Eltern sie mit zu sich nach Hause. Mom will sie unbedingt im Auge behalten, weil der Kerl ihren Kopf gegen eine Hauswand geknallt hat. Der Arzt glaubt zwar nicht, dass sie eine Gehirnerschütterung

erlitten hat, aber du kennst ja meine Mom. Sie macht sich immer Sorgen.«

»Allerdings«, murmelte Gideon, der schon häufig in den Genuss von Irinas Fürsorge gekommen war. Es hatte sich jedes Mal angefühlt, als sei er ihr leiblicher Sohn.

Rafe räusperte sich. »Ich hätte gern, dass du aufs Revier kommst, um einen Blick auf das Medaillon zu werfen und mir davon zu erzählen.«

Nein. Nein. Nein.

»Ich weiß, dass es nicht leicht für dich ist«, fuhr Rafe leise fort. »Aber ich brauche unbedingt deine Hilfe. Er hat zu Daisy gesagt, sie würde ihn schon noch um Verzeihung bitten. Ich zitiere: ›Das tun sie alle‹.«

Verdammt. »Du glaubst also, er ist ein Serientäter?«

»Möglich wär's. Also, kommst du?«

»Ich bin in einer halben Stunde da.« Gideon legte auf und starrte sekundenlang sein Handy an. Dann wählte er einen Namen aus seiner Favoritenliste. Es läutete, ehe die Voicemail ansprang. Wie meistens.

Er legte wieder auf und wählte ein zweites Mal. Das tat er so gut wie nie. Diesmal wurde beim zweiten Läuten abgehoben. »Was ist, Gideon?«

O Gott. Er war so erleichtert, ihre Stimme zu hören, dass ihm die Beine wegsackten. Eilig sammelte er sich und konzentrierte sich darauf, seinen Puls wieder unter Kontrolle zu bekommen.

»Was ist los, Gideon? Hallo?«